

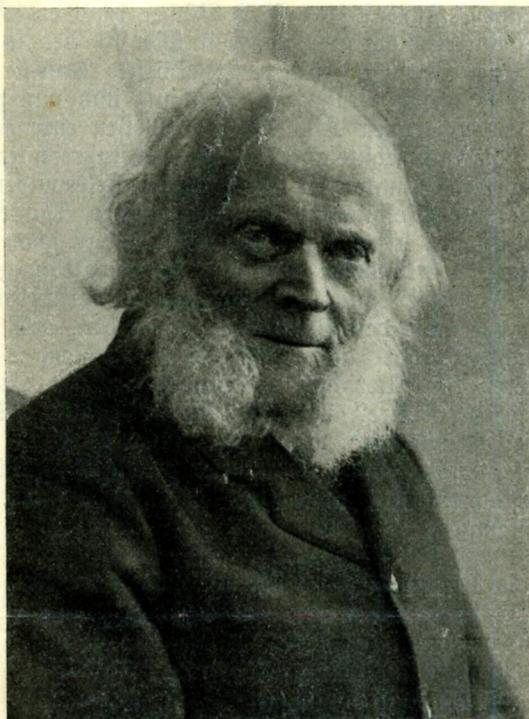
Der Tierfreund.

Organ des deutsch-schweizerischen Tierschutzvereins

mit den Sektionen

Aargau, Baselstadt, Baselland, Bern, Burgdorf, Langenthal, Freutigen, Gstaad-Saanen, Graubünden, Luzern, Olten, Schaffhausen, St. Gallen-Stadt, St. Gallen-Kanton, Solothurn, Toggenburg, Tessin, Thun, Thurgau, Winterthur, Zürich (Humanitas)

Inhaltsverzeichnis: Christian Wagner (Bild). Zum 100. Geburtstage Christian Wagner's. — Aus unsern Verbänden und Vereinen. — Josef Reinhart. — Herrenlose Tauben in der Stadt Winterthur. — Vogelschutz und Kulturtechnik. — Falter. — Insektenprozesse im alten Bern. — Familienleben im Hühnerhof. — Das Faultier. — Der gute Ton in der Tierwelt. — Büchertisch.



Christian Wagner.

Zum 100. Geburtstage Christian Wagner's.

Von Magnus Schwantje.

Am 5. August 1935 wurde der 100. Geburtstag Christian Wagner's gefeiert, der mehr als irgend ein anderer deutscher Dichter verdient, als „der Dichter des Tierreiches“ gepriesen zu werden. Verwunderlicher Weise ist dieser hervorragende Lyriker und Ethiker in der Schweiz sehr wenig bekannt, obwohl berühmte Dichter, Kritiker und Literaturhistoriker seinen Dichtungen einen hohen Wert zuerkennen und der in der Schweiz sehr geschätzte Dichter Hermann Hesse eine Auswahl der Gedichte Christian Wagner's herausgab und auch durch mehrere Aufsätze ihm neue Freunde zu gewinnen suchte.

Christian Wagner war das einzige Kind eines armen Bauern und Schreiners in dem kleinen Dorf Warmbronn bei Leonberg in Württemberg. Er starb dort am 15. Februar 1918. — Nach dem Besuch der Dorfschule bestellte er zusammen mit den Eltern Feld und Acker, und später arbeitete er auch als Tagelöhner bei andern Bauern, als Holzhauer im Gemeindewald und als Erdarbeiter beim Eisenbahnbau, da die Erträgnisse der kleinen Acker und Wiesen, die dem Vater gehörten, nicht zur Ernährung der Familie ausreichten. — Bis zu seinem 60. Lebensjahr hat er seine engere Heimat nicht verlassen. Später machte er nur fünf kurze Reisen, die weiter gingen als bis Stuttgart und Eßlingen. — Auch durch den Verkehr mit gleichgesinnten und literaturkundigen Menschen hat er bis zu der Zeit, da er als berühmter Dichter von vielen Verehrern, auch von vielen Tierzüchtern, besucht wurde, keine geistige Anregungen empfangen. Zum Lesen vieler Bücher fand er erst im Alter Zeit.

Es mutet wie ein Wunder an, daß ein Mensch, der so wenig von dem Leben außerhalb eines kleinen, entlegenen Dorfes kennen lernte und dem die harte Feldarbeit so wenig Muße zum Studium und zum geistigen Schaffen übrig ließ, sich zu einem großen Künstler und Weisen entwickeln konnte. Einer der Brüder Hart, die jahrzehntelang zu den einflussreichsten deutschen Literaturkritikern gehörten, nannte ihn „das achte Weltwunder“.

Eine große geistige Selbständigkeit zeigte unser Dichter schon dadurch, daß er in der Jugend, als er noch gar nicht wußte, daß schon andere Menschen die Rechte des Tieres verkündeten und die Vergewaltigung des Tieres bekämpften, beschloß, kein Tier an einen Metzger zu verkaufen und an andere Leute seine Tiere nur unter der Bedingung abzugeben, daß sie sie am Leben ließen und als Zuchttiere oder als Arbeitstiere benutzten. Schon damals gab er allen seinen Tieren im Alter das Gnadenbrot. „Jede als schmerzlich empfundene Ausnutzung der Tiere“ unterließ er. Auch dem Menschen schädende Tiere, zum Beispiel Mäuse und Maikäfer, tötete er nicht. Viele obdachlose, gequälte und franke Tiere fanden bei ihm eine Zufluchtstätte. Manche Tiere kaufte er vom Schlachttopf los und nahm sie in sein Haus. So handelte er gemäß seinen Mahnungen:

Werden Tiere dir am Weg begegnen,
 Heb' die Hände auf, um sie zu segnen.
 Findest du am Weg ein hilflos Wesen,
 Nimm's in Pflege, bis es ist genesen.
 Speise sollst du immer bei dir haben,
 Schmachrende und hungernde zu laben.
 Keine Mühe sollst du jemals scheuen,
 Vögel, die gefangen, zu befreien;

Keine Kosten auf den Markt zu wandeln,
Junge zu den Müttern rückzuhandeln.

Schon in seinem ersten Gedichtbuch, dem im Jahre 1885 erschienenen ersten Band der „Sonntagsgänge“, bezeichnete er es als seine Aufgabe, „eine größere Wertschätzung des Lebens einzuführen“; in zahlreichen Gedichten verkündete er „das Recht aller Wesen auf Leben und Freude“, und auch in vielen kleinen Predigten in Prosa ermahnte er die Menschen in eindringlichen Worten und vielfach mit neuer, eigenartiger Begründung, die Tiere nicht nur nicht zu quälen und nicht nur vor der Mißhandlung durch Andere zu schützen, sondern sie als Brüder zu behandeln und auch ihr starkes Bedürfnis nach Liebe und Freundschaft zu stillen.

Viele seiner Tierschutz-Gedichte gehören zu seinen schönsten Werken. Sie sind jedoch nicht so bekannt geworden und werden von vielen seiner Verehrer nicht so geschätzt wie seine Blumenlieder und Blumenmärchen. Auch einige Literatur-Kritiker bezeichnen seine Blumengedichte als seine bedeutendsten Schöpfungen. Das ist aber nur dadurch zu erklären, daß die meisten Menschen aus Egoismus eine größere Freude haben an Kunstwerken, die ihnen nur einen ästhetischen Genuß bieten, als an solchen, die sie auch auf die Leiden der Opfer menschlicher Schlechtigkeit hinweisen, ihnen ihre Sünden vorhalten und sie an unangenehme Pflichten erinnern. Es ist daher ja heute auch die unsinnige Ansicht weit verbreitet, daß die ethische „Tendenz“ eines Kunstwerkes dessen ästhetischen Wert vermindere.

Um an einem Beispiel zu zeigen, wie Christian Wagner die Stellung des gütigen und weisen Menschen zur Pflanzenwelt und zur Tierwelt darstellt, sei das folgende Gedicht angeführt:

Der Brahmine.

Wann der Brahmine wandelt durch's Gefild,
So grüßen ihn so freundlich und so mild,
In innigem Verständnis, nah und ferne,
Zahlloser Blumen fromme Augensterne.....
Es grüßen ihn halb schüchtern und halb traut
Die Blumenglocken mit verwandtem Laut,
Die abertausend Blütenfalter alle,
Wenn sie ihn sehen wandeln durch die Halle.
Das Halmgesinde, das am Boden spricht,
Sich vor ihm ehrfurchtsvoll verbeugt und grüßt.
Die Tauben, die am Zweige festgebannt,
Die Fittige zum Fluge ausgespannt,
— Die rosig weißen Blütenvögel eben —
Sie möchten auf sein Haupt herniederschweben.
Die Blumenkelche, grüßen sie ihn nicht
Mit mädchenhaftem, schüchternem Gesicht?
Sie möchten wohl zum Liebsten ihn gewinnen.
Doch ihn durchzieht ein wundersam Besinnen?

Ihm ist's, als hätt' in längst entschwendener Zeit,
Rückwärts, von jeder Rüderinnerung weit,
In Tausende Atome noch zerplittert,
Sein Tausendstel als Blumenblatt gezittert;
Sein Tausendstel getragen ehedem

Auch solches prächt'ges Sternendiadem,
Den Schmeichellüften wonniglich gelauscht
Und fromme Huldigungen eingetauscht.

Wann der Brahmine wandelt durch die Flur,
So freut sich drüber jede Kreatur,
Und alle Wesen, Alte wie die Jungen,
Sie bringen dar ihm ihre Huldigungen:
Es hüpf't um ihn die liebliche Gazelle,
Mit ihren Mädchen-Augen klar und helle;
Die Rinderherden an des Hügels Seiten,
Sie kommen eilends, um ihn zu begleiten;
Es ringelt sich die gift'ge Schlange lose
An seinem Hals empor, daß sie ihn kose;
Es kommen schnurrend, ihm die Hand zu lecken,
Die großen Katzen mit den Panterfleden;
Der mütterliche Vogel in den Zweigen,
Er lockt und ruft, die Jungen ihm zu zeigen.
So, wo er wandelt und wohin er tritt,
Bringt er den Frieden und den Segen mit.

Im zweiten Teil dieses Gedichtes hat der Dichter sich selbst dargestellt. Ich selber habe, als ich mit Christian Wagner durch das Dorf ging, gesehen, wie alle Haustiere in der Nähe eilig und viele mit lebhaften Aeußerungen der Freude auf ihn zuliefen, sodaß er bald von vielen Duzenden von Tieren, vielleicht sogar von etwa hundert, umringt war, trotzdem er sie nicht durch Rufe und Gebärden an sich lockte und ihnen keine Nahrung gab. Einige Hühner flogen auf seine Schultern. Erstaunlich ist ferner, daß die Tiere auch vor fremden Menschen in seiner Gesellschaft keine Furcht zeigten. Ich habe, während Christian Wagner neben mir stand, viele Hühner und Enten, die ihm nicht gehörten, auf den Arm genommen, und kein einziges dieser Tiere machte die geringste Abwehrbewegung. Die Hennen ängstigten sich nicht, wenn ich die Rüden in die Hand nahm. Die Angehörigen Christian Wagner's sagten mir, daß, wenn ihr Vater nicht in der Nähe sei, diese Tiere der Nachbarn ebenso furchtsam seien wie die meisten Angehörigen ihrer Gattung. — In vielen Legenden wird erzählt, daß die Güte heiliger Menschen auch von den Tieren erkannt wurde, daß diese alle Furcht vor ihnen verloren, mit ihnen in Freundschaft lebten und bei ihnen Schutz und Hilfe suchten. Als ich Christian Wagner zum ersten Mal besuchte, hatte ich schon in vielen Aufsätzen und Vorträgen auf Grund eigener Beobachtungen gesagt, daß viele Tiere tatsächlich in viel höherem Maße als die meisten Menschen diese räthselhafte Fähigkeit besitzen, auf den ersten Blick zu erkennen, ob ein Mensch sie liebt oder nicht, und daß viele einem ihnen freundlich gesinnten Menschen ihre Liebe schon bekunden, bevor dieser ihnen seine Zuneigung zeigen konnte. Als ich aber sah, von wie vielen Tieren der edle Mann umringt wurde, und mit welcher stürmischen Freude ihn viele begrüßten, da erblickte ich doch etwas, was ich vorher nicht für möglich gehalten hätte, und mir war zumute, als ob ich in ein Märchenland verseht wäre.

Ich hoffe, daß diese kurzen Mittheilungen über das Leben und Schaffen des wunderbaren Mannes und die hier wiedergegebenen Gedichte manche Leser anregen werden, sich in die Werke dieses Dichters zu vertiefen.

arten, insbesondere durch Anlage von Vogelschutzgehölzen und Brutreservaten, Schonung von Gebüsch- und Schilfgruppen usw. . . ." Sein zweiter Absatz hat nachfolgenden Wortlaut: „Bei Meliorationen, Bodenverbesserungen usw. soll soweit möglich für zweckmäßigen Ersatz der verschwindenden Nistgelegenheiten für Vögel und Schutzstätten des Wildes gesorgt werden.“ Die Aufnahme dieses zweiten Absatzes geschah im Einvernehmen mit Herrn Oberst Girsberger, der damals der vorberatenden kantonsrätlichen Kommission angehörte. Meines Wissens haben auch andere kantonale Jagd- und Vogelschutzgesetze entsprechende Vorschriften. Um der schon zitierten Bestimmung des Gesetzes aus dem Jahre 1921 Nachachtung zu verschaffen, wurde im Jahre 1922 vom zürch. ornitholog. Kantonalverband eine Begleitung zur Wiederbepflanzung der Meliorationsgebiete mit Baum- und Strauchgruppen herausgegeben. Die Abfassung geschah in Zusammenarbeit mit dem damaligen Chef des Meliorationsamtes des Kantons Zürich, Herrn Oberst Girsberger. In entgegenkommender und verdankenswerter Weise wurden auch die Zeichnungen für jene Schrift in dem genannten Bureau hergestellt. Diese Schrift enthält sehr beachtenswerte Vorschriften, wie solche Anpflanzungen vorgenommen werden können und was für Baum- und Strauchpflanzen sich längs Straßen- und Kanalzügen eignen, ohne daß Schädigungen der vorgenommenen Bodenverbesserungsarbeiten eintreten. Als solche werden u. a. erwähnt: Linde, Ulme, Ahorn, Eiche, Weißdorn, Schwarzdorn und Hainbuche. Es ist in ihr auch auf die Anpflanzung von kleinen Wäldchen hingewiesen worden. Als geeignete Vertlichkeiten werden hiefür genannt: „kleinere Grundstücke von ungünstiger Form, wie etwa kleinere Landkomplexe, die durch Straßenzüge abgeschnitten worden sind, oder die eine winklige, zur rationalen Anpflanzung ungünstige Form infolge des Zusammenflusses von Bächen erhalten haben.“ Allerdings hatte sich in einem Riede in der Nähe von Schwamendingen bei Zürich nicht der gewünschte Erfolg eingestellt, weil Schädigungen von Seiten der Bevölkerung vorkamen. In Gebieten, die entfernt von Städten sind, dürfte man wohl keine derartigen Enttäuschungen erleben. Als weitere passende Vertlichkeiten für Gebüsch- und Baumanpflanzungen dürften Kiesgruben angeführt werden, wie solche gerade bei Güterzusammenlegungen der Straßenbefestigung wegen geschaffen werden. Solche könnten — wenigstens zum Teil — der direkten natürlichen Ansiedlung von Sträuchern überlassen werden.

Alle diese erwähnten Begleiterscheinungen bei Güterzusammenlegungen und Bodenverbesserungsarbeiten veranlassen mich, die Kulturtechniker zu ersuchen, bei ihren Projektverfassungen auch auf die Wiederanpflanzung von Gebüsch- und Baumgruppen im Interesse der Erhaltung oder unter Umständen der Wiederansiedlung nützlicher Vögel Bedacht zu nehmen und die Kosten hiefür in die Voranschläge miteinzubeziehen. Durch Mitberücksichtigung solch vorgeschlagener Maßnahmen dienen die Kulturingenieure dem gleichen Zwecke, wie mit den unter ihrer Leitung ausgeführten Bodenverbesserungsarbeiten, nämlich der Förderung der Landwirtschaft. Nicht nur hat aber diese einen Gewinn, weil ihr dadurch die Erhaltung nützlicher Vogelarten gesichert wird, sondern unter Umständen einen solchen auch in der Beibehaltung eines äußerst wertvollen Bienenfutters. Ich habe für diesen Vortrag mir erlaubt, bei einem Sachverständigen in dieser Frage, nämlich bei Herrn Dr. Kobel, Versuchsleiter an der Eidgen. Versuchsanstalt für Obst-, Wein- und Gartenbau in Wädenswil, Erkundigungen einzuziehen. Herr Dr. Kobel hatte die Freundlichkeit, mir unter dem 6. Juni dieses Jahres darüber folgendes zu schreiben:

„Wir begrüßen es sehr, wenn auch von Seite des Vogelschutzes aus für die Erhaltung von Gebüschgruppen bestehend aus Käschenträgern geworben wird

und wenn diese Werbung in Kreisen der Kulturingenieure geschieht, wie das Ihre Absicht ist, erscheint sie uns besonders wertvoll. Tatsächlich ist die Bienenzucht und damit auch unser Obstbau in einem sehr hohen Maße von der ersten Pollentracht durch die Käthenträger abhängig; denn diese Gebüsch und Bäume liefern das erste wertvolle frische Futter für die Bienenbrut, wodurch die Bruttätigkeit angeregt wird und die Bienenvölker rechtzeitig gekräftigt werden.

In Betracht kommen namentlich die Haseln, Weiden, Erlen, Pappeln und Birken. Die Haseln können zwar nicht in allen Jahren befliegen werden, da ihre Blüte oft in die Zeit des ersten Vorfrühlings bei niedrigen Temperaturen fällt, wenn die Bienen den Stock noch nicht verlassen. In manchen Jahren leisten sie aber vorzügliche Dienste, so z. B. auch im vergangenen Frühling. Hätte damals nicht der Haselpollen schon im März die erste Bruttätigkeit der Bienen belebt, so wären die Völker bei der extrem frühen Blüte der Obstbäume nicht gerüftet gewesen. Die übrigen erwähnten Käthenträger sind gewissermaßen alle Jahre von größtem Wert, namentlich die Sahlweide und ihre verwandten Arten. Sie blühen 3—5 Wochen vor den Obstbäumen. Die Bienen, die aus der durch Anreiz der Pollentracht dieser Weidenarten entfachten Brut hervorgehen, kommen also gerade recht zur Ausnützung der Obstblütentracht. Dadurch wird dem Obstbaue ein ganz großer Dienst erwiesen. Nach den gesammelten Erfahrungen darf man nämlich damit rechnen, daß wenigstens 80 % unserer Kern- und Steinobstblüten durch die Bienen bestäubt werden und daß daher der Nutzen, den die Bienen durch diese Pollenübertragung leisten, 8—10 mal größer ist, als die Erträge aus Honig und Wachs.

Ganz ohne Zweifel kann in dieser Sache sehr viel von Seiten der Forstleute, Kulturingenieure usw. geschehen. Ihre Aufgabe besteht in der Schonung der Strauchgruppen an Waldrändern, Bachläufen, Uferstellen und an weiteren hierfür geeigneten Vertlichkeiten. Die Wünsche der Obstbauern und Bienenzüchter stimmen vollständig mit den Bestrebungen des Vogelschutzes überein, der wiederum aus obstbaulichen Kreisen alle Unterstützung verdient und auch vielfach erhält."

Der Erhaltung von Hecken, Felldrainen und selbst kleinen Uferlandstrecken redet auch Friederichs in seinem vor wenigen Jahren erschienenen grundlegenden Handbuch „Die Grundfragen und Gesetzmäßigkeiten der land- und forstwirtschaftlichen Zoologie“ das Wort, indem er sie direkt als notwendig im Interesse landwirtschaftlicher Kulturen hält. Er schreibt darüber: „Die Folgen der Beseitigung von Hecken, Felldrainen, Wildremisen, kleinen Uferstrecken usw. wirken sich nach zwei Richtungen hin aus. Erstens zwingen wir durch die Beseitigung der wilden Vegetation die darauf lebende Tierwelt zu dem Versuch, sich an Kulturpflanzen anzupassen und zu Schädlingen zu werden. Die zweite Wirkung der Verarmung der Lebensgemeinschaft des Feldes liegt darin, daß sie zugleich einen Rückgang der Parasiten (Schlupfwespen) und Räuber (außer Vögeln gewisse räuberische Insekten, Frösche, Kröten, Eidechsen) einschließt.“ Er tritt daher mit Nachdruck für die Erhaltung solcher Vertlichkeiten und Pflanzungen, ja wieder für deren Schaffung ein und zwar besonders auch im Interesse der Kleinvogelwelt, deren Nutzen er sehr hoch einschätzt. Aus alledem geht hervor, daß die Kosten für die Erhaltung von Gebüschpflanzungen oder deren Neuanlage sich gut verantworten lassen, ja, ich möchte fast sagen, daß es mit in den Aufgabenkreis der Kulturtechniker gehört, dafür zu sorgen, daß durch die ausgeführten Bodenverbesserungsarbeiten, die in bestimmten Richtungen der Landwirtschaft zum Segen reichen, was gewiß niemand bezweifelt, sie, die Landwirtschaft, nicht in anderen Richtungen nur schwer wieder gutzumachenden Schaden nimmt. Es

sollte daher die Erkenntnis auch bei den Amtsstellen, Korporationen oder Gesellschaften durchdringen, in deren Auftrage die kulturtechnischen Arbeiten durchgeführt werden, daß eine Bereitstellung von finanziellen Mitteln zur Erhaltung wichtiger Lebensgemeinschaften, ja, unter Umständen zur Ermöglichung ihrer Ansiedlung im Interesse der Landwirtschaft selbst eine unbedingte Notwendigkeit ist.

Auch die Schaffung von Tränkstellen für das Wild, von Trink- und Badegelegenheiten für die Vogelwelt gehört zu solchen Maßnahmen. Ich denke, daß das streckenweise Offenhalten von Gräben oder die Anlage von kleineren Wasserbecken (Brunnen) in Gebieten, wo die Flurbäche und Gräben haben zugedeckt werden müssen, bei dem heutigen Stande der Kulturtechnik gut möglich sein dürfte. Ich darf vielleicht daran erinnern, daß auch die Jagd heute, besonders in den Revierkantonen eine wirtschaftliche Rolle spielt und sie auch Finanzen für kleinere kulturtechnische Arbeiten (Verbesserung von Flurverhältnissen) laut den Jagdgesetzen (z. B. zürcherisches) zu liefern hat und infolgedessen auch eine gewisse Berücksichtigung verdient.

Ich bin mir zwar bewußt, daß allen diesen Postulaten (Erhaltung von Gehäusen, Offenhaltung von kleineren Flurgewässern) gewisse Schwierigkeiten entgegenstehen, die bei Güterzusammenlegungen in erster Linie in der Neueinteilung der Grundstücke und in der Neugestaltung der Besitzverhältnisse beruhen. Vielleicht aber ließe sich da und dort längs der neuen Besitzgrenzen Ersatz für verschwundene Heiden schaffen. Voraussetzung hiezu wäre allerdings eine gründliche Aufklärung der interessierten Grundbesitzer. Der Unterhalt der Gehäuspflanzungen könnte den lokalen Vogelschutzvereinen oder gegebenenfalls den lokalen Bienenzüchtervereinigungen überlassen werden. Es darf vielleicht im Vergleich darauf hingewiesen werden, daß nach den Forstgesetzen Waldrodungen nur unter der Bedingung zugestanden werden, daß eine Neuanpflanzung von Wald in gleichem Umfange vorgenommen wird. Ein entsprechendes Verfahren sollte in der Praxis auch in Bezug auf Beseitigung von Strauchgruppen auf freiem Gelände eingehalten werden. Ja, die wirtschaftlichen Belange (Obstbau, Bienenzucht, Schutz nützlicher Vögel usw.) machen ein solches geradezu zur Pflicht.

Meine Wünsche, die ich Ihnen unterbreiten möchte, wären also:

1. Fühlungnahme mit Naturschutzorganisationen, um in gemeinsamem Einverständnis Gebietsabschnitte von Bodenverbesserungsarbeiten auszuscheiden und sie als Dauerreservate zu erklären. In Betracht hiefür fallen von Natur aus wichtige Lebensgebiete für im Bestande gefährdete Tier- und Pflanzenformen, seien es kleine Seen, Auenwaldgebiete, natürliche Gewässerufer, Seggen- oder Beseurieder.
2. Bei Ausführung kulturtechnischer Arbeiten Rücksichtnahme auf die Erhaltung kleinerer wichtiger Gebiete innerhalb des Projektareales selbst, gewissermaßen als Inseln für wichtige Lebensgemeinschaften inmitten von Kulturland.
3. Erhaltung und Wiederanpflanzung geeigneter Baum- und Straucharten an hiefür geeigneten Vertlichkeiten in Gebieten, wo Bodenverbesserungen ausgeführt oder Güterzusammenlegungen vorgenommen werden. In den Boranschlägen sind hiefür entsprechende Posten einzusetzen. Solche Maßnahmen sind als Teilarbeiten kulturtechnischer Projekte anzusehen, weil auch sie wirtschaftlichen Belangen zu dienen haben.
4. Offenhalten einzelner Grabenstrecken als Trink- und Badestellen oder Neuschaffung solcher Gelegenheiten, insofern aus technischen Gründen die

Bäche und Gräben eines Gebietes in ihrer ganzen Länge zugedeckt werden müssen.“

Falter.

Die Nachtfalter sind die Freunde der Einsamen, der Nachdenklichen, der Unglücklichen; aller jener, die in den stillsten der stillen Stunden die Zeit spüren, wenn die Feder friert und die Uhren ticken. Sie suchen die wenigen Fenster, die erleuchtet der Sommernacht, der dunkel träumenden Welt offenstehen, als müsse noch jemand hereinsfinden. — Sie schlagen in blindem Fluge mit einem Knall auf das Briefpapier, sie stoßen gegen den Lampenschirm und bleiben wie betäubt im Lichtkreis sitzen. Und die Herren der Lampe denken, was es sein muß für die Falter, dieser Schein in der Nacht, der nicht Mondlicht ist, milde den großen Raum erhellend. Aber sie können es sich nicht ausdenken. Sie können sich nur vorstellen, daß man drauflosfliegen muß auf den fremden Schein, auf das plötzliche Gestirn, ohne Besinnen, ohne Widerstand, weg vom heimatlichen Dunkel der Gärten und Wiesen, darin die Blüten der Nacht wie Inseln aus schwerem Dufte sind. Die Falter fliegen herein, die Gedanken fliegen hinaus, aber sie fliegen nicht mehr zu den Lampen der nächsten Welt. Sie fliegen zu den Blüten der Nacht und wollen wieder heimfinden, woher sie einmal kamen. — Die Herren der Lampe schauen die Falter an, und sie wundern sich wieder, wie das Dunkel ein solches Leuchten, eine so zarte Helle erschaffen kann, und sie denken an Achate und Topase in finstern, stumpfem Gestein und an Worte der Zärtlichkeit von Frauen, die stille lieben. Eine unbegreifliche, sanfte, innige Köstlichkeit ist auf die kleinen Flügel verschwendet. Niemand kann sich hinfühlen an die Hand, aus der sie kommen. — Tief im Herzen der Dunkelheit ist die Königin der Nacht und schaut die Sterne an, und die Falter fliegen von ihren Fingern.

Der kleine Aufsatz findet sich mit vielen ähnlichen sublimen Schöpfungen in Helmut von Cubes „Tierzeichnungenbüchlein“ (Berlin, S. Fischer. In reizendem vielfarbigem Pappband RM. 2.50), einem schlanken, schön gedruckten Bändchen, so duftig wie es nur ein Dichter (und sein kongenialer Verleger) schaffen konnte, der im besten Sinne des Wortes ein guter Mensch ist, der auch im kleinsten und unscheinbarsten Geschöpf den Schöpfer verehrt. Seine Schilderungen sind reine Zauberprüche — er sieht und beobachtet Dinge, die der Naturwissenschaftler übergeht und die der Photograph überseht. Eine rasche Erkenntnis, ein blitzschneller Blick, ein behagliches Ausruhen auf der Kreatur, ein philosophisches Schauen — all das versteht Cube meisterlich zu benützen, um eine Zeichnung zu schaffen, die zuerst überrascht und verblüfft, die wir aber bald genießen wie alten köstlichen Wein in geschliffenem Krystallglas. Fürwahr — ein solches Geschenk hat hohen Wert. . . .

Insektenprozesse im alten Bern.

Im Entomologischen Verein Bern sprach vor einiger Zeit Herr Armin Brügger über Tierprozesse, im besondern über die Engerlingsprozesse im alten Bern.

Der Sage nach wurden im Mittelalter in einem deutschen Städtchen die Maulwürfe, des Schadens wegen, den sie angerichtet hatten, vor Gericht geladen. Da sich keiner vor den erbitterten Stadtrat wagte, wurden einige von ihnen gefangen, vor den Richter gestellt und zum Tode durch lebendiges Ver-

graben verurteilt. In feierlicher Prozession wurden die armen Tiere auf den Richtplatz geführt und durch den Scharfrichter lebendigen Leibes vergraben. Diese und ähnliche Erzählungen sind nicht Märchen, sondern Begebenheiten, die im Mittelalter überall möglich waren und in bestimmten Variationen in alten Archiven beglaubigt sind. Auch für die Schweiz sind eine Menge Tierbestrafungen und -prozesse nachgewiesen. Bei jenen erfolgte die Verurteilung durch weltliche, bei diesen durch kirchliche Gerichte. Das Tier, das einen Menschen verlegt hatte, wurde dabei nicht für sein Vergehen bestraft; es handelte sich allein darum, die Tat zu sühnen und es hatte das Tier einfach die Strafe zu erleiden, die auf die Tat gesetzt war. Tierprozesse wurden ganzen Tiergruppen, wie Schlangen, Würmern, Mäusen, Ratten usw., gemacht, entweder ihrer durch Aberglauben übertriebenen Gefährlichkeit wegen oder auf Grund wirklicher Schädigungen infolge Massenauftritts.

In Basel mußte ein Hahn das Leben lassen, der das Unglück gehabt hatte, ein Ei zu legen. Da nach der Sage aus dem dotterlosen Ei eines Hahnes ein Basilisk, d. h. ein Ungeheuer mit drei Schlangenschwänzen und einer Krone auf dem Kopf, entsteht, das mit leuchtenden Augen in Kellern Schätze bewachen und die Menschen durch seinen Blick töten soll, drängte das Volk auf eine rasche Verurteilung des Hahns. Das Gericht mußte dem Volkswillen nachgeben und verurteilte den Hahn zum Tode. Er wurde auf dem Kohlenberg bei Basel enthauptet und sein Leib wurde sofort durch den Scharfrichter dem Scheiterhaufen übergeben.

Besonders häufig wurde den Maitäfern und ihren Larven, den Engerlingen, der Prozeß gemacht. So wurden anfangs des 15. Jahrhunderts in Chur die Maitäfer, die dort arg gehaust hatten, in eine Einöde verbannt. In die zweite Hälfte desselben Jahrhunderts, in dem Bern seine höchste Glanzperiode erlebte, in dem sein Ruhm durch Europa strahlte und seine Macht sich ausbreitete, fallen wie lächerliche Schatten die Engerlingsprozesse. Schon im Jahre 1451 wurden von dem als Tierbeschwörer wohlbekannten Bischof von „Losann“ Anweisungen zur Führung eines solchen Prozesses ausgearbeitet und durch Vermittlung des Leutpriesters von Bern am 24. März der bernischen Regierung zugestellt. Diese Anweisung schrieb vor, Gott müsse mit Gebeten und Prozessionen gebeten werden, die verhängte Strafe wegzunehmen. Alsdann mußten die Tiere auf einen bestimmten Zeitpunkt zur Verantwortung vorgeladen werden und wenn sie nicht erschienen, seien einige von ihnen vor den Anwalt zu stellen und ihnen zu befehlen, daß ihre Sippe von der Schädigung abstehe und sich dahin zurückziehe, wo sie niemandem Schaden könne. Im Weigerungsfalle hätten sie zu bezeichneter Stunde Rechenschaft über den Grund ihres Ungehorsams abzulegen, widrigenfalls in contumaciam gegen sie vorgegangen würde. Falls sich die Tiere innerhalb des angeetzten Termins nicht entfernten, müsse man sich einiger derselben bemächtigen und der Anwalt des Volkes habe mit allen Gründen ihre Verurteilung zu beantragen. Hierauf sei der Fluch im Namen Gottes und der Kirche über sie auszusprechen und alle Uebel seien über sie zu erlehen.

Ob der Prozeß wirklich geführt wurde, läßt sich nicht feststellen. Dagegen steht fest, daß in den Jahren 1478 und 1479 Prozesse gegen die Engerlinge oder die „Enger“, wie man sie damals nannte, wirklich stattfanden. Da Bern zu jener Zeit durch die Pest heimgesucht war und deren Bekämpfung energischer als bisher an die Hand nahm, ist anzunehmen, daß die Seuche, wenn nicht Ursache, so doch treibender Faktor für die Engerlingsprozesse war, denn immer wieder wurde gepredigt, daß alles Uebel als Strafe Gottes für die Sünden der Menschheit vorhanden sei. Am 25. August 1478 verkündete der Leutpriester

Berns die Beschlüsse des Bischofs und der Regierung dem Volke auf offener Kanzel. Die Engerlinge wurden verwiesen, binnen sechs Tagen das Land zu verlassen oder sich nach Ablauf dieser Frist mittags ein Uhr in Wislisburg (Avenches) dem geistlichen Gerichte zu stellen oder durch ihren Anwalt Rat und Antwort zu geben. Da die gründliche Vernichtung der Engerlinge ausblieb, wurde ihnen im folgenden Jahre schon wieder ein Prozeß gemacht. Den Engerlingen wurde ein Verteidiger gestellt, der ihnen aber nicht einmal mildernde Umstände erwirken konnte. Sie wurden verflucht und ihnen gewünscht, sie möchten täglich abnehmen, wohin sie kämen, sodaß von ihnen nichts übrig bliebe als was den Menschen zu Nutzen gereiche. Trotzdem der Fluch ohne Auswirkung blieb, war dieser Prozeß für lange Zeit der letzte in der Schweiz. Zwar ließen die Schwyzer 1492 das ganze Aftenmaterial kommen, ein Prozeß scheint aber bei ihnen nicht geführt worden zu sein. Im Jahre 1659 prozeßierte Chiavenna, gestützt auf die Bibel, gegen die Engerlinge, ein Urteil wurde aber nicht bekannt.

Der Vortragende wies an Hand zahlreicher Beispiele darauf hin, daß unser Zeitalter, trotz seiner vermeintlichen Vernunft, nicht reif ist, über die Schwächen unserer Vorfahren zu urteilen. Zweifellos gab jene Zeit mehr auf eine ordnungsgemäße Prozeßführung als die Neuzeit. Ohne Urteil wurden selbst Tiere nicht auf der Flucht erschossen.

(Bernser Tagblatt)

Familienleben im Hühnerhof.

Wer einmal eine Henne mit der Schar ihrer kürzlich ausgeschlüpften Küden beobachtet hat, wird sich über die Sorge, mit der die Hühnermutter ihre Kleinen betreut, für sie das Futter sucht, sie vor drohenden Gefahren warnt und selbst mit Einsatz ihres Lebens gegen etwaige Feinde schützt, gewiß gefreut haben. Es herrscht hier scheinbar ein Familienleben, wie wir es uns schöner kaum denken können, und man ist geradezu gerührt über die Mutterliebe, die in dem Verhalten der Henne scheinbar zum Ausdruck kommt. Aber der Mensch ist nur allzu sehr geneigt, alle Vorgänge von seinem eigenen, anthropozentrischen Standpunkt aus zu beurteilen. Eingehendere Untersuchungen der letzten Jahre haben indessen gezeigt, daß zum Beispiel von Mutterliebe der Henne doch nur mit der größten Vorsicht gesprochen werden kann.

Ueber das Verhalten der Küden gegenüber der Mutter sind wir durch gründliche Forschungen recht genau unterrichtet. In den ersten vier Tagen nach dem Ausschlüpfen halten sie sich dichtgedrängt nahe bei der Henne. Allmählich lockert sich die enge Verbindung. Die Kleinen laufen einige Schritte fort, um eine Fliege oder einen Käfer zu ergreifen, achten nicht mehr ununterbrochen auf die Mutter, eilen aber auf deren Lockruf sofort wieder herbei. Es folgt ein dritter Abschnitt, in dem die Küden selbständiger werden, sie suchen ihr Futter auf eigene Faust, zwei streiten sich wohl um ein Stück, das beide gleichzeitig gefunden, das lüchlichere rennt mit der Beute fort. Jetzt beobachtet man auch, wie die Glucke ihren Kindern folgt; bis dahin war es umgekehrt. Aber der Lockruf der Mutter verfehlt auch jetzt seine Wirkung nicht, und gern bergen sich die Jungen unter dem därmenden Gefieder. Auch nachts halten alle noch zusammen. Sind indessen die Küden 6—7 Wochen alt geworden, so werden schon einzelne in warmen Nächten „aushäufig“, und es dauert dann nicht mehr lange, bis die ganze Familie zerfällt.

Die Beobachtung des Familienlebens im Hühnerhof hat die Forscher zur Klärung von vornehmlich drei Fragen geführt. Sie gehen dahin, ob eine Glucke ihre Küden individuell zu unterscheiden vermag, ob sie ein ihr vorübergehend

fortgenommenes Tier wiedererkennt und ob und auf welche Weise die Küden ihrerseits das Muttertier erkennen.

Die erste Frage ist bejahend zu beantworten, wenigstens wenn die Zahl der Küden gering ist, sich nur auf 2—3 beläuft. Im andern Falle erkennt die Mutter wohl ein Junges als ihr gehörig, es bleibt aber zweifelhaft, ob sie auch die einzelnen Küden eines Geleges auseinander zu halten vermag. Umgekehrt kann daran, daß die Kleinen die Mutter — und zwar nach dem Außern wie an der Stimme — erkennen, kein Zweifel sein.

Wie zahlreiche Versuche dargetan haben, besitzen die Küden ein gutes Gedächtnis und erkennen die Mutter auch wieder, wenn sie eine Zeitlang von ihr getrennt waren. Das Umgekehrte scheint nicht der Fall zu sein, denn Gluden, die sich gegen die Wegnahme eines ihrer „Kinder“ heftig zur Wehr gesetzt hatten, zeigten keinerlei Interesse, als ihnen das Geraubte nach einiger Zeit wieder gegeben wurde. Man kann daher wohl sagen, daß die Küden, nicht die Henne, bestimmen, wer zur Familie gehört.

Interessant in dieser Hinsicht sind einige Versuche Brückners, der u. a. des Nachts einige Gluden von ihren Küden fortnahm, die Verwaisten alle durcheinander mischte — sämtliche Tiere waren natürlich gezeichnet — und dann die Muttertiere in einiger Entfernung wieder frei ließ. Nach einigen Stunden saß jede Glude wieder auf ihrem Nest und unter ihren Flügeln bargen sich die zugehörigen Küden. Es war keine Verwechslung vorgekommen. Das Wiedererkennen dürfte in diesem Falle mittels des Gehörs erfolgt sein. Für diese Annahme spricht ein anderer Versuch, bei dem man eine Glude durch einen papierenen Kragen und bunte Papierstücke an den Flügeln unkenntlich gemacht hatte. Ihre Küden waren unter eine große Zahl anderer gemengt. Die Verkleidung der Mutter störte sie aber nicht. Als diese ihren Lockruf ertönen ließ, eilten die Kleinen geradewegs, wie üblich, auf sie zu.

Eigenartig erscheint auch das Ergebnis von Versuchen, die angestellt wurden, um das Verhalten von Gluden im Falle drohender Gefahr zu prüfen. Sie machten fast ausnahmslos keinen Unterschied, ob ihre eigenen oder fremde Küden bedroht erschienen. Man setzte zum Beispiel ein Küden in eine Kiste, aus der es nicht entkommen konnte. Auf sein klägliches Piepen eilte die Alte herbei und zeigte sich höchst aufgereggt, zumal dann, wenn sie die Befreiungsversuche des Jungen sehen konnte. Aber sehr rasch, meist schon nach 2—3 Minuten, beruhigte sie sich wieder, verlor augenscheinlich alles Interesse und kehrte wieder zu dem Rest ihrer Familie zurück. Denn diese gilt ihr offenbar alles, das Einzelwesen nichts.

Ein ähnliches seltsames Verhalten legte eine Henne an den Tag, von der ein Küden sich in irgend ein Hindernis verwickelt hatte und kläglich piepte. Die Mutter stürzte eilig herbei und begann wie toll auf das Hindernis loszuhacken, wobei das Junge auch mehrere schmerzhaftes Schnabelhiebe davontrug. Plötzlich ließ die Glude von ihrem sinnlosen Tun ab und kehrte wieder zu den übrigen „Kindern“ zurück, ohne sich um das verunglückte weiter zu kümmern.

Wird ein Küden krank, so sucht es sich so lange wie möglich bei der Familie zu halten. Eine Neigung, sich abzusondern, wie man sie von so vielen anderen Tieren in dergleichen Fällen kennt, tritt nicht auf. Ob das kranke Küden nun gesundet oder stirbt, läßt die zärtlichen Verwandten völlig kalt. Auch die Mutter, die sich allein nach den gesunden „Kindern“ richtet. Von einer Mutterliebe, wie wir sie verstehen und auch bei zahlreichen Tieren wohl mit Recht voraussetzen dürfen, kann bei einer Glude demnach keine Rede sein.

Das Faultier.

Von † Manfred Ryber.

Das Faultier hing an einem Ast und duselte vor sich hin. — „A—i“, sagte das Faultier und seufzte. — Es seufzte herzbeweglich. Seufzen hielt es für schlafbefördernd.

Unten am Stamm des Baumes saß ein kleines Pinseläffchen und las in einem Buch. Das Buch war auf Baumrinde geschrieben und in Lianengeslecht gebunden. Den Entwurf dazu hatte eine Giftspinne gezeichnet — eigenbeinig. Darum war der Einband giftgrün geworden. Das Buch hieß „Wie werde ich energisch?“ Solches hatte das Aeffchen sehr nötig. Denn die Pinseläffchen sind zarte und schüchterne Geschöpfe. — Das Faultier seufzte herzbeweglich. — „Was fehlt Ihnen denn eigentlich?“ fragte das Aeffchen teilnehmend und guckte nach oben. „Ist Ihnen nicht wohl?“ — „A—i“, sagte das Faultier und seufzte. — „Sie sind gewiß krank“, sagte das Aeffchen und kletterte hilfsbereit nach oben. Das Faultier rührte sich nicht. — „Ich bin hungrig“, sagte es und seufzte. — „Aber dicht über Ihnen hängen ja die schönsten Früchte und Blätter“, sagte das Aeffchen erstaunt. — Das Faultier blinzelte nach oben. — „Ich bin zu faul“, sagte es und seufzte. — „Sie müssen das Buch lesen „Wie werde ich energisch?“,“ sagte das Aeffchen eifrig und zeigte auf den giftgrünen Einband. „Eine Tante von mir hat das Buch gelesen und ist so energisch geworden, daß kein Affe mehr mit ihr leben kann. Meine Tante fletscht die Zähne und schmeißt mit Steinen. So energisch ist sie geworden.“ — „Daß ich das Buch lese, ist vollständig ausgeschlossen“, sagte das Faultier. — „Ja, was machen wir denn da?“ sagte das Aeffchen ratlos. „Sie können doch nicht einfach verhungern vor den reifen Früchten!“ — „A—i“, sagte das Faultier und seufzte.

Das Pinseläffchen hatte ein weiches Herz. Es konnte das Seufzen nicht mehr anhören. Es nahm ein Bündel Blätter und stopfte es dem Faultier ins Maul. Das Faultier kaute schwer und mühsam, mit geschlossenen Augen. Das Aeffchen stopfte und half mit den Füßen nach. — „So geht es aber nicht weiter“, sagte das Pinseläffchen nach dem eingestopften Diner. „Sie müssen energisch werden. Ich werde Ihnen das Buch „Wie werde ich energisch?“ vorlesen, da Sie schon zu faul sind, es selbst zu lesen. Aber Sie müssen aufmerksam zuhören“. — Daß ich zuhöre, wenn ein Buch vorgelesen wird, ist vollständig ausgeschlossen, dachte das Faultier. Es sagte das aber nicht mehr. Es war zu faul dazu.

Das Aeffchen setzte sich neben das Faultier und nahm den giftgrünen Einband zur Hand. Es las das ganze Buch mit lauter Stimme von Anfang bis zu Ende. „Sind Sie nun energisch geworden?“ fragte das Aeffchen und sah das Faultier erwartungsvoll an. — Das Faultier rührte sich nicht. Es war eingeschlafen. — Da nahm das zarte Pinseläffchen das Buch „Wie werde ich energisch?“ und warf es dem Faultier wütend an den Kopf. So energisch war es geworden — beinahe wie seine Tante, die mit Steinen schmiß und die Zähne fletschte. — „A—i“, sagte das Faultier und seufzte. . .

Man sagt, daß die Faultiere aussterben. Das glaube ich nicht. Wenn sie aber wirklich aussterben, so sind sie der beste Beweis für die Seelenwanderung.

Der Verlag Hesse und Becker in Leipzig hatte den glücklichen und feinen Gedanken, Manfred Rybers, des Literaturpreisträgers von 1930, vielgelesene Bücher „Unter Tieren“ und „Neue Tiergeschichten“ in einen stattlichen Band zusammenzufassen und ihn unter dem Titel „Gesammelte Tiergeschichten“ (Leinen Rm. 4.80) den zahlreichen Verehrern des heimgegangenen Dichters anzubieten. Fürwahr, es ist ein prächtiges Geschenk entstanden für alle, denen eine

sublime Lektüre Freude bereitet! Wer die kleine Geschichte liest, die uns der Verlag liebenswürdig abzdrukken gestattet hat, erkennt deutlich, was der Tierseelenkennner Kyber will: „Oft steht hinter diesen eigenartigen Tiergeschichten eine ernste Mahnung: Kyber will uns nicht nur einen Spiegel vorhalten, er will auch zeigen, daß Mensch und Tier Kinder einer großen geheimnisvollen Einheit sind. Der Dichter umfaßt die Tiere mit einer schier unergründlichen Liebe, einer Liebe, deren Rehrseite eine gewisse Bitterkeit gegen den Menschen ist, von dem es einmal heißt, er genieße die Kreatur nur, wenn er in ihr brechendes Auge sehe.“ — Das Buch verdient einen Ehrenplatz in der Bibliothek des Tierfreunds und Tierschüzers.

Der gute Ton in der Tierwelt.

Die Rangordnung an der Tränke.

Nicht anders als die menschliche Gesellschaft hat auch die Tierwelt gewisse ungeschriebene Gesetze für das Verhalten untereinander. Wer hätte nicht schon beobachtet, mit welcher vornehmer Gelassenheit eine große Dogge oder ein Bernhardiner sich von kleinen Hunden umklaffen und belästigen läßt, ohne von der Macht des Stärkeren Gebrauch zu machen? Aber dieser „gute Ton“ unter den Tieren beschränkt sich durchaus nicht auf die Haustiere. Der bekannte Jäger und afrikanische Reisende Raincy hat hierüber interessante Beobachtungen in der afrikanischen Wildnis gemacht.

Es scheint, als gäbe es auch für die Tiere gewisse Umstände und gewisse Orte, unter und an denen es verächtlich wäre, die Macht des Stärkeren auszunutzen. Solche Orte scheinen als neutral zu gelten, an ihnen schweigt der Kampf der Arten. An den Tränken Afrikas hat Raincy dies zu seiner Ueberraschung festgestellt. Hier begegnen sich die Tiere, ohne einander zu belästigen, ja mehr als das: alle scheinen stillschweigend eine Art von Rangordnung anzuerkennen, die auch von allen innegehalten wird. So konnte beobachtet werden, daß an einer Tränke zuerst das Nashorn zu Wasser ging, dann folgten nacheinander Löwen, Leoparden und die übrigen Raubtiere. Die schüchternen Giraffen, die Gazellen und andere wehrlose Tierarten weilten dabei ganz in der Nähe, wenn auch in respektvoller Entfernung. Und so oft Raincy, selbst ungesehen, sich dieses Schauspiel wiederholen sah, es gab nicht einen einzigen Fall, in dem hier an der Tränke der Frieden gebrochen worden wäre; die Raubtiere ließen die andern in Frieden, und selbst die Löwen unterließen es, die zarten Gazellen, die ihnen die liebsten sind, anzufallen. Aehnliches hat auch Bengt Berg, der den Zugvögeln nach Afrika folgte, festgestellt. Geier, Marabus, kleine Vögel stören einander nicht und lassen sich nicht stören, sondern leben in friedlicher Gemeinschaft.

(Berner Tagblatt.)

Büchertisch.

Eine eingehende Würdigung des neuesten Prachtwerks von William Beebe „923 Meter unter dem Meerespiegel“ (Mit 123 Abb., 8 Farbtafeln und 1 Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus. Leinen M. 9.50) erscheint in einer der nächsten Nummern.

In Sachen von Abonnements und Inseraten wende man sich an die Expedition (Buchdruckerei Eugen Keller in Arau, Postchek-Konto VI. 311). — Mitteilungen, die den Inhalt des Blattes betreffen, richte man an H. Merz, Gymnasiallehrer, Pestalozzistraße 48, Burgdorf.